

PAUL HEYSE
Gesammelte
W e r k e



N U L L
NP
P A P I E R

Paul Heyse

Gesammelte Werke

Romane und Geschichten

Paul Heyse

Gesammelte Werke

Romane und Geschichten

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2019
1. Auflage, ISBN 978-3-962811-06-8

null-papier.de/527



null-papier.de/katalog

Inhaltsverzeichnis

Biographisches	3
Leben	5
Werk	9
Andrea Delfin	11
1	12
2	36
3	57
4	84
Am Tiberufer	116
Anfang und Ende	185
Barbarossa	229
Beatrice	269
Das Bild der Mutter	337
Das Glück von Rothenburg	406
Das Mädchen von Treppi	460
Der Kinder Sünde, der Väter Fluch	506
Der Kreisrichter	618
Der letzte Zentaur	673
Der Weinhüter	710
Die Blinden	819
Erstes Kapitel.	820
Zweites Kapitel.	825
Drittes Kapitel.	832
Viertes Kapitel.	838
Fünftes Kapitel.	844
Sechstes Kapitel.	858
Die Einsamen	868
Die kleine Mama	904
Die Pfadfinderin	992
Die Witwe von Pisa	1070

Ein Ring	1107
Erkenne dich selbst	1131
Im Grafenschloss	1201
In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten	1288
Widmung	1289
In der Geisterstunde	1290
Martin der Streber	1403
Das Haus »Zum ungläubigen Thomas«	1430
Kleopatra	1482
L'Arrabbiata	1551
Maria Francisca	1576
Marienkind	1637
Marion	1744
Neue Moralische Novellen	1758
Widmung	1759
Jorinde	1760
Getreu bis in den Tod	1808
Die Kaiserin von Spinetta	1855
Das Seeweib	1886
Die Frau Marchesa	1926
Novellen in Versen	1979
Die Braut von Cypern.	1980
Die Brüder.	2066
König und Magier.	2082
Margherita Spoletina.	2102
Urica.	2111
Die Furie.	2140
Rafael.	2149
Michelangelo Buonarotti.	2192
Die Hochzeitsreise an den Walchensee.	2204
Novellen vom Gardasee	2243
Widmung	2244

Gefangene Singvögel	2245
Die Macht der Stunde	2282
San Vigilio	2346
Entsagende Liebe	2467
Eine venezianische Nacht	2499
Antiquarische Briefe	2535
Spielmannslegende	2580
Troubadour-Novellen	2650
Widmung	2651
Der lahme Engel	2652
Die Rache der Vizegräfin	2702
Die Dichterin von Carcassonne	2742
Der Mönch von Montaudon	2804
Ehre über Alles	2833
Der verkaufte Gesang	2868
Unheilbar	2911
Unvergessbare Worte	3025
Index	3099

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr
Jürgen Schulze

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Biographisches

Paul Johann Ludwig von Heyse (15.03.1830–02.04.1914) war ein deutscher Schriftsteller, Dramatiker und Übersetzer. Neben vielen Gedichten schuf er rund 180 Novellen, acht Romane und 68 Dramen. Heyse ist bekannt für die „Breite seiner Produktion“. Der einflussreiche Münchner „Dichtenfürst“ unterhielt zahlreiche – nicht nur literarische – Freundschaften und war auch als Gastgeber über die Grenzen seiner Münchner Heimat hinaus berühmt.

1890 glaubte Theodor Fontane, dass Heyse seiner Ära den Namen „geben würde und ein Heysesches Zeitalter“ dem Goethes folgen würde. Als erster deutscher Belletristikauteur erhielt Heyse 1910 den Nobelpreis für Literatur.

Leben

Heyse wird am 15. März 1830 in Berlin geboren. Sein Vater Karl Wilhelm Ludwig Heyse ist Professor für Klassische Philologie und Allgemeine Sprachwissenschaft. Die Mutter Julie Heyse stammt aus einer wohlhabenden und kunstliebenden Familie. Im Elternhaus trifft sich die kulturelle Spitze der Stadt. Er besucht das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Sein Abitur erzielt er mit Bestnoten.

1846 lernt er seinen späteren Mentor, den 15 Jahre älteren Dichter Emanuel Geibel kennen, der damals große Popularität genießt. Zwischen den beiden Schriftstellern entwickelt sich eine lebenslange Freundschaft. Über Geibel lernt Heyse auch seine spätere Ehefrau kennen.

Nach dem Abitur beginnt Paul Heyse 1847 in Berlin mit dem Studium der Klassischen Philologie. 1848 werden erste Gedichte von ihm veröffentlicht. Er kommt in Kontakt mit Jacob Burckhardt, Adolph Menzel, Theodor Fontane und Theodor Storm.

Nach zwei Jahren Studium in Berlin wechselt er im April 1849 nach Bonn, um an der dortigen Universität Kunstgeschichte und Romanistik zu studieren. 1850 entscheidet er sich endgültig, Dichter zu werden. Wegen einer Liebesaffäre mit der Frau eines seiner Professoren muss Heyse aber nach Berlin zurückkehren. Im selben Jahr erscheint sein Debüt „Der Jungbrunnen“, das er aber anonym veröffentlicht.

Sein erster Roman „Marion“ wird 1852 ausgezeichnet. Ebenfalls 1852 übersetzt er erstmalig Texte von Geibel für ein Liederbuch ins Spanische. Zeit seines Lebens soll er auch als hervorragender Übersetzer (besonders für Italienisch) zu Ruhm gelangen.

Nach einer Promotion 1852 unternimmt Heyse erste Reisen nach Italien, dem Land, dem er für immer verbunden bleiben wird – nicht zuletzt auch in seinen Werken.

Unter dem Einfluss der italienischen Landschaft verfasst er Werke, die ihn als Schriftsteller berühmt machen sollen, u.a. die Tragödie „Francesca von Rimini“, seinen berühmtesten Roman, „L'Arrabbiata“ (1853) und seine „Lieder aus Sorrent“ (1852/53).

Heyse ist ein „Wiederentdecker Italiens“. Er nennt Italien und Deutschland seine beiden Herkunftsländer. Er verschafft der neueren, italienischen Literatur – nicht zuletzt durch seine kongenialen Übersetzungen – Gehör und trägt mit seinen Veröffentlichungen und seiner Mitarbeit an verschiedensten Anthologien viel zum Austausch beider Kulturen bei.

Durch Vermittlung seines Freundes Geibel wird der bayerische König Maximilian II. auf Heyse aufmerksam. Maximilian heuert ihn für eine staatliche Leibrente als eine Art literarischen Berater, Übersetzer, Reisebegleiter und Vorleser an. Es folgt 1854 der Umzug nach München. Im jungen Alter von 24 hat es Heyse so schon zu beachtlichen Erfolg gebracht.

Seine Frau Margaretha, geborene Kugler, schenkt Heyse vier Kinder. Das Erstgeborene, Franz, kommt 1855 zur Welt. Am 30. September 1862 stirbt Margaretha an einer Lungenkrankheit. Heyse heiratet 1867 erneut.

1868 überwirft sich Heyse mit König Maximilian und verzichtet daraufhin auf seine jährliche Rente. Heyse ist ein Mann der Mitte, ein liberal gesinnter Anhänger Bismarcks. Wie viele seiner Schriftstellerkollegen setzt er große Hoffnungen auf die Reichsgründung. In Kaiser Wilhelm II. sieht Heyse eine Gefahr für das Land. Und trotz seiner Bewunderung für Bismarck teilt er dessen negative Ansichten über die aufkommende Sozialdemokratie in Deutschland nicht.

Heyse ist zu seiner Zeit ein literarischer Fixstern in Deutschland. In München gilt er nicht nur als schriftstellerisches Vorbild und einflussreicher Kunstkenner, son-

dern auch als beliebter Gastgeber. Er engagiert sich für die rechtlichen und sozialen Belange seines Berufsstandes und ist als Mäzen tätig. Heyse bietet zahlreichen zeitgenössischen Autoren Hilfe und Freundschaft an. Immer wieder ermutigt er zum Beispiel den schwäbischen Dichter Hermann Kurz und bearbeitet nach seinem Tod dessen Gesamtausgabe.

Viele jüngere Schriftsteller können ihm den Respekt vor seinem facettenreichen Werk nicht verwehren: „Vielleicht nur noch Maupassant gab mir technisch und stilistisch so viel Vorbildliches wie Paul Heyse“, schreibt zum Beispiel Ludwig Ganghofer. Viele, erst nach seinem Tode aktive Autoren des noch jungen 20. Jahrhunderts, von Thomas Mann bis Isolde Kurz, gehören zu seinen Lesern.

Im Jahre 1856 ist Heyse maßgeblich an der Gründung des Dichterverbandes „Die Krokodile“ beteiligt. Das Ziel ist die Schaffung eines literarischen Salons, um sich auch mit jüngeren Dichtern und Autoren auszutauschen. Im Verein, der sich wie eine Geheimloge geriert, werden Vorträge und Diskussionen feierlich zelebriert. Zu den bekannteren Mitgliedern zählen neben Geibel und Heyse die Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl, Felix Dahn, Wilhelm Hertz, Hermann Lingg, Franz von Kobell, Friedrich Bodenstedt, der Komponist Robert von Hornstein und der Reiseschriftsteller und Kunstmäzen Adolf Friedrich von Schack.

Im Jahre 1900 veröffentlicht Heyse seine Jugenderinnerungen. Er wird Ehrenvorsitzender des Deutschen Goethe-Verbandes und Ehrenmitglied der Deutschen Schiller-Stiftung. Zu seinem 70. Geburtstag erscheinen Sonderausgaben, Alben und zahlreiche Publikationen.

Die Stadt München ernennt Heyse 1910 anlässlich seines 80. Geburtstages zum Ehrenbürger der Stadt. Er wird geadelt, nutzt den Titel aber nie. Am 10. Dezember erhält Heyse den Nobelpreis für Literatur.

Heyse, der letzte große Erzähler des 19. Jahrhunderts, stirbt am 2. April 1914, wenige Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Werk

Heyse wird einer der berühmtesten Dichter seiner Zeit. Allein vom Gedicht „Im Walde“ sind 32 vertonte Versionen bekannt. Heyses Gedichte können sich in den Augen seiner Dichterkollegen mit den hochgeschätzten Balladen eines Fontane messen.

Die insgesamt 177 Novellen sind als wichtigster Teil des Gesamtwerkes anzusehen, obwohl Heyse sie als Nebenprodukt seines Schaffens betrachtet. „Andrea Delfin“ oder „Die Stickerin von Treviso“ gehören neben den Novellen Storms zu den Besten in diesem Genre. Die Qualität der Novellen ist jedoch sehr uneinheitlich, was Heyse selbst in seiner Autobiografie „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“ eingesteht.

Die Geschichten werden von Heyse nach sorgfältiger Planung auf einen Schlag niedergeschrieben, im Druckprozess werden dann nur flüchtige Fehler korrigiert und einige Wörter durch passendere ersetzt.

Sein Werk ist unpolitisch; er vertritt einen künstlerischen Idealismus: Die Kunst soll „vergolden und veredeln“ und die Gegenwart „im Licht der Ewigkeit“ darstellen. Seine Helden sind of „schöne Seelen“, vorbildliche, künstlerisch sensible, junge Menschen und selbstlose Heroinnen. Und meist müssen diese dann an der Härte der Realität verzweifeln und scheitern. Die Novelle „Andrea Delfin“ beschäftigt sich mit dem Thema des „gerechten Rächers“, der durch seine Taten nur neue Ungerechtigkeit schafft.

International bekannt wird Heyse durch seinen ersten Roman „Kinder der Welt“ (1873). Er zeichnet darin die Figur des Franzelius, eines Sozialisten, der eine bürgerliche Karriere für seine utopischen Ideale aufgibt. Das sechsbändige Frühwerk erregt erstes, großes Aufsehen und inspiriert besonders junge Leser. Seit den 1860er Jah-

ren ist Heyse einer der beliebtesten und meistgelesenen deutschen Autoren. Für bürgerliche Kreise gilt er als ein schriftstellerisches Ideal, mithin als legitimer Nachfahre Goethes.

Aber um die Jahrhundertwende hat Heyse den Zenit seines Ruhmes überschritten. Die jüngere Schriftstellergeneration verweigert ihm zusehends die Anerkennung. Ringelnatz, der ihn persönlich trifft, verspottet ihn. Im *Simplicissimus* erscheint er als Karikatur. Den Autoren der Berliner Naturalisten um Gerhart Hauptmann gilt er zusehends als Epigone ohne eigene Kreativität; sie bezeichnen seine Sprache als „geistesarm“, seine Figuren als „flach und reizlos“. Fraglich ist, ob diese Kritik nicht mehr dem Neid als der künstlerischen Auseinandersetzung geschuldet ist.

In Berlin, München und Leipzig werden Straßen nach Heyse benannt. Nach dem Ersten Weltkrieg, der Autor ist schon längst tot, werden er und sein Werk zur Zielscheibe aufkommender antiliberaler und antijüdischer Tendenzen. Er wird verleugnet, gerät in Vergessenheit. Heute, mehr als hundert Jahre nach seinem Tod, ist trotz seines Erfolges zu Lebzeiten seine Bedeutung hinter der eines Fontanes, Storms oder Kellers zurückgeblieben. Es gilt, ihn neu (wieder) zu entdecken.

Andrea Delfin

In jener Gasse Venedigs, die den freundlichen Namen *Bella Cortesia* trägt, stand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein einfaches, einstöckiges Bürgerhaus, über dessen niedrigem Portal, von zwei gewundenen hölzernen Säulen und barockem Gesims eingerahmt, ein Madonnenbild in der Nische thronte und ein ewiges Lämpchen bescheiden hinter rotem Glas hervorschimmerte. Trat man in den unteren Flur, so stand man am Fuße einer breiten, steilen Treppe, die ohne Windung zu den oberen Zimmern hinaufführte. Auch hier brannte Tag und Nacht eine Lampe, die an blanken Kettchen von der Decke herabhing, da in das Innere nur Tageslicht eindrang, wenn einmal die Haustür geöffnet wurde. Aber trotz dieser ewigen Dämmerung war die Treppe der Lieblingsaufenthalt von Frau Giovanna Danieli, der Besitzerin des Hauses, die seit dem Tode ihres Mannes mit ihrer einzigen Tochter Marietta das ererbte Häuschen bewohnte und einige überflüssige Zimmer an ruhige Leute vermietete. Sie behauptete, die Tränen, die sie um ihren lieben Mann geweint, hätten ihre Augen zu sehr geschwächt, um das Sonnenlicht noch zu vertragen. Die Nachbarn aber sagten ihr nach, dass sie nur darum von Morgen bis Abend auf dem oberen Treppenabsatz ihr Wesen treibe, um mit jedem, der aus- und einging, anzubinden und ihn nicht vorüberzulassen, ehe er ihrer Neugier und Gesprächigkeit den Zoll entrichtet habe. Um die Zeit, wo wir sie kennen lernen, konnte dieser Grund sie schwerlich bewegen, den harten Sitz auf der Treppenstufe einem bequemen Sessel vorzuziehen. Es war im August des Jahres 1762. Schon seit einem halben Jahr standen die Zimmer, die sie vermietete, leer, und mit ihren Nachbarn verkehrte sie wenig. Dazu ging es schon auf die Nacht, und ein Besuch um diese Zeit war ganz ungewöhn-

lich. Dennoch saß die kleine Frau beharrlich auf ihrem Posten und sah nachdenklich in den leeren Flur hinab. Sie hatte ihr Kind zu Bett geschickt und ein paar Kürbisse neben sich gelegt, um sie noch vor Schlafengehen auszukernen. Aber allerlei Gedanken und Betrachtungen waren ihr dazwischen gekommen. Ihre Hände ruhten im Schoß, ihr Kopf lehnte am Geländer, es war nicht das erste Mal, dass sie in dieser Stellung eingeschlafen war.

Sie war auch heute nahe daran, als drei langsame, aber nachdrückliche Schläge an die Haustür sie plötzlich aufschreckten. »Misericordia!«, ¹ sagte die Frau, indem sie aufstand, aber unbeweglich stehen blieb, »was ist das? Hab' ich geträumt? Kann er es wirklich sein?«

Sie horchte. Die Schläge mit dem Klopfer wiederholten sich. »Nein«, sagte sie, »Orso ist es nicht. Das klingt anders. Auch die Sbirren ² sind es nicht. Lass sehen, was der Himmel schickt.« – Damit stieg sie schwerfällig hinunter und fragte durch die Tür, wer Einlass begehre.

Eine Stimme antwortete, es stehe ein Fremder draußen, der hier eine Wohnung suche. Das Haus sei ihm gut empfohlen; er hoffe, lange zu bleiben und die Wirtin wohl zufrieden zu stellen. Das alles wurde höflich und in gutem Venezianisch vorgetragen, so dass Frau Giovanna, trotz der späten Zeit, sich nicht bedachte, die Tür zu öffnen. Der Anblick ihres Gastes rechtfertigte ihr Vertrauen. Er trug, soviel sie in der Dämmerung sehen konnte, die anständige schwarze Kleidung des niederen Bürgerstandes, einen ledernen Mantelsack unter dem Arm, den Hut bescheiden in der Hand. Nur sein Gesicht befremdete die Frau. Es war nicht jung, nicht alt, der Bart noch dunkelbraun, die Stirn faltenlos, die Augen feurig, dagegen der Ausdruck des Mundes und die Art zu sprechen müde und überlebt, und das kurz geschorene Haar in seltsamem Gegensatz zu den noch jugendlichen

Zügen völlig ergraut.

»Gute Frau«, sagte er, »ich habe Euch schon im Schlafe gestört, und sogar vielleicht vergebens. Denn, um es gleich zu sagen, wenn Ihr kein Zimmer habt, das auf einen Kanal hinausgeht, bin ich nicht Euer Mieter. Ich komme von Brescia, mein Arzt hat mir die feuchte Luft Venedigs empfohlen für meine schwache Brust; ich soll überm Wasser wohnen.«

»Nun Gott sei Dank!«, sagte die Witwe, »so kommt doch einmal einer, der unserem Kanal Ehre antut. Ich hatte einen Spanier vorigen Sommer, der auszog, weil er sagte, das Wasser habe einen Geruch, als wären Ratten und Melonen darin gekocht worden! Und Euch ist es empfohlen worden? Wir sagen wohl hier in Venedig:

Wasser vom Kanal.

Kuriert radikal.

Aber es hat einen eigenen Sinn, Herr, einen bösen Sinn, wenn man bedenkt, wie manches Mal auf Befehl der Oberen eine Gondel mit Dreien auf die Lagunen hinausfuhr und mit Zweien wiederkam. Davon nichts mehr, Herr – Gott behüt' uns alle! Aber habt Ihr Euren Pass in Ordnung? Ich könnt' Euch sonst nicht aufnehmen.«

»Ich hab' ihn schon drei Mal präsentiert, gute Frau, in Mestre, bei der Wachtgondel draußen und am Traghetto. Mein Name ist Andrea Delfin, mein Stand rechtskundiger Schreiber bei den Notaren, als welcher ich in Brescia fungiert habe. Ich bin ein ruhiger Mensch und habe nie mit der Polizei gern zu schaffen gehabt.«

»Um so besser«, sagte die Frau, indem sie jetzt ihrem Gaste voran die Treppe wieder hinaufstieg. »Besser bewahrt als beklagt, ein Aug' auf die Katze, das andere auf die Pfanne, und es ist nützlicher, Furcht zu haben als Schaden. O, über die Zeiten, in denen wir leben, Herr

Andrea! Man soll nicht drüber nachdenken. Denken verkürzt das Leben, aber Kummer schließt das Herz auf. Da seht, und sie öffnete ein großes Zimmer, ist es nicht hübsch hier, nicht wohnlich? Dort das Bett, mit meinen eigenen Händen hab' ich's genäht, als ich jung war, aber am Morgen kennt man nicht den Tag. Und da ist das Fenster nach dem Kanal, der nicht breit ist, wie Ihr seht, aber desto tiefer, und das andere Fenster dort nach der kleinen Gasse, das Ihr zuhalten müsst, denn die Fledermäuse werden immer dreister. Seht da überm Kanal, fast mit der Hand abzureichen, der Palast der Gräfin Amidei, die blond ist wie das Gold und durch ebenso viel Hände geht. Aber hier steh' ich und schwatze, und Ihr habt noch weder Licht noch Wasser und werdet hungrig sein.«

Der Fremde hatte gleich beim Eintreten das Zimmer mit raschem Blick gemustert, war von Fenster zu Fenster gegangen und warf jetzt seinen Mantelsack auf einen Sessel. »Es ist alles in der besten Ordnung«, sagte er. »Über den Preis werden wir uns wohl einigen. Bringt mir nur einen Bissen und, wenn Ihr ihn habt, einen Tropfen Wein. Dann will ich schlafen.«

Es war etwas seltsam Gebieterisches in seiner Gebärde, so milde der Ton seiner Worte klang. Eilig gehorchte die Frau und ließ ihn auf kurze Zeit allein. Nun trat er sofort wieder ans Fenster, bog sich hinaus und sah den sehr engen Kanal hinab, der durch kein Zittern seiner schwarzen Flut verriet, dass er teilhabe an dem Leben des großen Meeres, dem Wellenschlag der alten Adria. Der Palast gegenüber stieg in schwerer Masse vor ihm auf, alle Fenster waren dunkel, da die Vorderseite nicht dem Kanal zugekehrt war; nur eine schmale Tür öffnete sich unten, dicht über dem Wasserspiegel, und eine schwarze Gondel lag angekettet vor der Schwelle.

Das alles schien den Wünschen des neuen Ankömmlings durchaus zu entsprechen, nicht minder auch, dass

man ihm durch das andere Fenster, das nach der Sackgasse ging, nicht ins Zimmer sehen konnte. Denn drüben lief eine fensterlose Wand ohne andere Unterbrechung als einige Vorsprünge, Risse und Kellerlöcher hin, und nur den Katzen, Mardern und Nachtvögeln konnte dieser düstere Winkel angenehm und wohnlich erscheinen.

Ein Lichtstrahl aus dem Flur drang ins Gemach, die Tür öffnete sich, und mit der Kerze in der Hand trat die kleine Witwe wieder ein, hinter ihr die Tochter, die in der Eile noch einmal hatte aufstehen müssen, um beim Empfang des Gastes zu helfen. Die Gestalt des Mädchens war fast noch kleiner als die der Mutter, erschien aber doch durch die höchste Zierlichkeit und kaum gereifte Schlankheit aller Formen größer und wie auf den Fußspitzen schwebend, während man auch im Gesicht dieselbe Ähnlichkeit und denselben Unterschied, der auf Rechnung der Jahre kam, auf den ersten Blick erkannte. Nur der Ausdruck in beiden Gesichtern schien niemals einander ähnlich werden zu können. Es war zwischen den dichten Brauen der Frau Giovanna ein Zug von Spannung und kummervollem Harren, der auch mit den Erfahrungen des Alters auf Mariettas klarer Stirn nie dauernd eine Stätte finden konnte. Diese Augen mussten immer lachen, dieser Mund immer ein wenig geöffnet sein, um jeden Scherz unverzüglich hinauszulassen. Es war unendlich drollig zu sehen, wie jetzt in diesem Gesichtchen Verschlagenheit, Überraschung, Neugier und Mutwille miteinander kämpften. Sie bog beim Eintreten den Kopf, dessen lose Flechten mit einem schmalen Tuch umwunden waren, seitwärts, um den neuen Hausgenossen zu sehen. Auch seine ernste Miene und sein graues Haar stimmten ihre Munterkeit nicht herab. Mutter, flüsterte sie, indem sie einen großen Teller mit Schinken, Brot und frischen Feigen und eine halb volle Flasche Wein auf den Tisch stellte, er hat ein kurioses Gesicht, wie ein neues Haus

im Winter, wenn der Schnee aufs Dach gefallen ist.

»Schweig, du schlimme Hexe!«, sagte die Mutter rasch. »Weiße Haare sind falsche Zeugen. Er ist krank, mußt du wissen, und du solltest Respekt haben, denn Krankheiten kommen zu Pferde und gehen zu Fuß, und Gott behüte dich und mich, denn die Kranken essen wenig, aber die Krankheit frisst alles. Hole nur ein wenig Wasser, soviel wir noch haben. Morgen müssen wir früh auf und neues kaufen. Sieh, er sitzt da, als ob er schliefe. Er ist müde von der Reise, und du bist müde vom Stillsitzen. So ist die Welt verschieden.«

Während dieser halblauten Reden hatte der Fremde am Fenster gesessen und den Kopf in die Hand gestützt. Auch als er jetzt aufsaß, schien er die Gegenwart des zierlichen Mädchens, das ihm eine Verbeugung machte, kaum zu bemerken.

»Kommt und esst etwas, Herr Andrea«, sagte die Witwe. »Wer nicht zu Nacht isst, hungert im Traum. Seht, die Feigen sind frisch, und der Schinken zart, und dies ist Zyperwein, wie ihn der Doge nicht besser trinkt. Sein Kellermeister hat ihn uns selbst verkauft, eine alte Bekanntschaft noch von meinem Mann her. Ihr seid gereist, Herr. Ist er Euch nicht einmal begegnet, mein Orso, Orso Danieli?«

»Gute Frau«, sagte der Fremde, indem er einige Tropfen Wein ins Glas goss und eine der Feigen aufbrach, »ich bin nie über Brescia hinausgekommen und kenne keinen dieses Namens.«

Marietta verließ das Zimmer, und man hörte sie, während sie die Treppe hinunterflog, ein Liedchen mit heller Stimme vor sich hin singen.

»Hört Ihr das Kind?«, fragte Frau Giovanna. »Man hielte sie nicht für meine Tochter, obwohl auch eine schwarze Henne ein weißes Ei legt. Immer singen und springen, als wären wir hier nicht in Venedig, wo es gut

ist, dass die Fische stumm sind, weil sie sonst reden würden, was einem das Haar sträubte. Aber so war ihr Vater auch, Orso Danieli, der erste Arbeiter auf Murano, wo sie die bunten Gläser machen, wie nirgend auf der Welt. Ein fröhlich Herz macht rote Wangen, das war sein Spruch. Und darum sagte er eines Tages zu mir, ›Giovannina‹, sagte er, ›ich halt' es hier nicht aus, die Luft schnürt mir die Kehle zu, gestern erst ist wieder einer erdrosselt und mit dem Fuß an den Galgen gehenkt worden, weil er freie Reden geführt hat gegen die Inquisitoren.³ und den Rat der Zehn⁴ Man weiß, wo man geboren wird, aber nicht, wo man stirbt, und mancher denkt auf dem Pferde zu sitzen und sitzt auf der Erde. Also, Giovannina‹, sagte er, ›ich will nach Frankreich, Kunst bringt Gunst, und der Heller läuft dem Batzen nach. Meine Sache verstehe ich, und wenn ich's draußen zu was gebracht habe, kommst du nach mit unserem Kind.‹ – Das war damals acht Jahre alt, Herr Andrea. Es lachte, als es der Vater zuletzt küsste; da lachte er auch. Ich aber weinte, da musste er wohl mitweinen, obwohl er ganz lustig wegfuhr in der Gondel, ich hört' ihn noch pfeifen, als er schon um die Ecke war. So ging es ein Jahr. Und was geschah? Die Signoria ließ nach ihm fragen; es dürfe keiner von Murano sein Gewerk ins Ausland tragen, damit sie es dort ihm nicht absähen; ich sollt' ihm schreiben, dass er wiederkäme, bei Todesstrafe. Über den Brief lachte er; aber den Herren vom Tribunal war's nicht spaßhaft. Eines Morgens, da wir noch zu Bett waren, wurde ich abgeholt, das Kind mit mir, und hinaufgeschleppt unter die Bleidächer, und musste ihm wieder schreiben, wo ich wäre, ich und unser Kind, und dass ich da bleiben würde, bis er selber mich abforderte in Venedig. Nicht lange, so hatte ich seine Antwort, das Lachen sei ihm vergangen, er wandere dem Brief auf den Fersen nach. Nun, ich hoffte täg-

lich, dass er es wahrmachen werde. Aber Wochen und Monde vergingen, und mir ward immer weher ums Herz und kränker im Haupt, denn da droben ist die Hölle, Herr Andrea, nur dass ich das Kind hatte, das nichts von dem Jammer begriff, außer dass es schlecht aß und über Tag heiß hatte; aber dennoch sang es, um mich lustig zu machen, dass mich's vollends angriff, die Tränen zu verhalten. Erst im dritten Monat wurden wir herausgeholt, es hieß, der Glasbläser Orso Danieli sei in Mailand am Fieber gestorben, und wir könnten nach Hause gehen. Ich habe es auch von anderen gehört – aber wer das glaubt, kennt die Signoria nicht. Gestorben? Stirbt man auch, wenn man Frau und Kind unter den Bleidächern sitzen hat und sie herausholen soll?«

»Und was meint Ihr, dass aus Eurem Mann geworden sei?«, fragte der Fremde.

Sie sah mit einem Blick ihm ins Gesicht, der ihn daran gemahnte, dass die arme Frau lange Wochen unter den Bleidächern gelebt hatte. »Es ist nicht richtig«, sagte sie. »Mancher lebt und kommt doch nicht wieder, und mancher ist tot und kommt doch wieder. Aber davon wollen wir schweigen. Ja, wenn ich es Euch sagte, wer steht mir dafür, dass Ihr nicht hingehet und es vor dem Tribunal ausplaudert? Ihr seht aus wie ein Galantuomo; aber wer ist noch rechtschaffen heutzutage? Von tausend einer, von hundert keiner. Nichts für ungut, Herr Andrea, aber Ihr wisst wohl, wie es in Venedig heißt:

*Mit Lug und Listen kommt man aus,
Mit List und Lügen hält man haus.«*

Es entstand eine Pause. Der Fremde hatte längst den Teller weggeschoben und der Witwe gespannt zugehört.

»Ich verdenke es Euch nicht«, sagte er, »dass Ihr mir Eure Geheimnisse nicht anvertrauen wollt. Sie gehen

mich auch nichts an, und zu helfen wüsst' ich Euch ohnedies nicht. Aber wie kommt es, Frau, dass Ihr dieses Tribunal, unter dem Ihr so viel gelitten, dennoch Euch gefallen lasset, Ihr und alles Volk in Venedig? Denn ich weiß zwar wenig, wie es hier aussieht – ich habe mich nie in politische Fragen vertieft – aber so viel habe ich doch gehört, dass erst im vorigen Jahr hier ein Tumult war, um das heimliche Tribunal abzuschaffen, dass einer vom Adel selbst dagegen auftrat und der Große Rat eine Kommission wählte, die Sache zu bedenken, und alles in Bewegung geriet für und wider. Ich hörte davon sogar in meiner Schreibstube zu Brescia. Und als endlich alles beim alten blieb und die Macht des heimlichen Gerichts fester gegründet stand als je, warum zündete da das Volk Freudenfeuer an auf den Plätzen und verhöhnte die vom Adel, die gegen das Tribunal gestimmt hatten und nun seine Rache fürchten mussten? Warum war niemand, der es hinderte, dass die Inquisitoren ihren kühnen Feind nach Verona verbannten? Und wer weiß, ob sie ihn dort am Leben lassen, oder ob die Dolche schon geschliffen sind, die ihn für immer stumm machen sollen? Ich – wie gesagt – weiß nur wenig hiervon; ich kenne auch jenen Mann nicht, und es ist mir alles sehr gleichgültig, was hier geschieht, denn ich bin krank und werde es in dieser bunten Welt ohnehin nicht mehr lange treiben. Aber es wundert mich doch, dieses wankelmütige Volk zu sehen, das heute diese drei Männer seine Tyrannen nennt und morgen frohlockt, wenn die untergehen, welche der Tyrannie ein Ende machen wollten.«

»Wie Ihr da redet, Herr!«, sagte die Witwe und schüttelte den Kopf. »Ihr habt ihn nie gesehen, den Herrn Avogadore Angelo Querini, den sie verbannt haben, weil er der heimlichen Justiz den Krieg erklärte? Nun wohl, Herr, aber ich habe ihn gesehen und die anderen armen Leute, und sie sagen alle, er sei ein rechtschaffener Herr

und ein großer Gelehrter, der Tag und Nacht die alten Geschichten von Venedig studiert hat und die Gesetze kennt, wie der Fuchs den Taubenschlag. Aber wer ihn über die Straße gehen oder im Broglio mit seinen Freunden stehen sah, so an die Säule gelehnt und die Augen halb zugeedrückt, der wusste, dass er ein Nobile war von der Feder am Hut bis zu den Schuhschnallen, und was er gegen das Tribunal redete und handelte, war nicht fürs Volk, sondern für die großen Herren. Den Schafen aber ist es gleich, Herr Delfin, ob sie geschlachtet oder vom Wolf gefressen werden, und

*Rauft sich der Habicht mit dem Weih,
Ist das Feld für die Hühner frei.*

Seht, Lieber, darum war die Schadenfreude groß, als das Tribunal in allen Rechten bestätigt wurde und nach wie vor niemandem Rechenschaft schulden sollte als am Jüngsten Tage dem Herrgott und alle Tage dem Gewissen. Im Kanal Orfano, von Hunderten, die dort ihr letztes Ave gebetet haben, liegen zehn von den kleinen Leuten neben neunzig von den großen Herren. Aber setzt den Fall, es würden adlige Verbrecher und bürgerliche vom Großen Rat öffentlich gerichtet und hingerichtet – *Misericordia!* wir hätten achthundert Henker anstatt drei, und der große Dieb hängte den kleinen auf.«

Er schien etwas erwidern zu wollen, aber mit einem kurzen Auflachen, das die Wirtin für Zustimmung nahm, hatte es sein Bewenden. Indem trat Marietta wieder herein, ein Gefäß mit Wasser tragend und ein Räucherpfännchen, auf dem ein scharfriechendes Kraut glimmte und ihr seinen Dampf ins Gesicht trieb, dass sie mit Husten, Schelten und Augenreiben die drolligsten Gebärden machte. Sie trug das Räucherwerk mit kleinen Schritten dicht an den vier Wänden herum, die mit einer Unzahl

Fliegen und Mücken bedeckt waren.

»Marschieret da weg, ihr Gesindel«, sagte sie, »ihr Blut-sauger, schlimmer als Advokaten und Doktoren! Hättet ihr auch Lust, Feigen zu Nacht zu essen und Zyper zu naschen? Da könntet ihr wohl lachen und hernach zum Dank dem Herrn da, wenn er schläft, das Gesicht zerstechen, ihr Meuchelmörder! Wartet, ich will euch was eingeben, das euch ohne Abendessen in Schlaf bringen soll.«

»Musst du immer schwatzen, du gottlose Kreatur?«, sagte die Mutter, die allen Bewegungen ihres Lieblings mit strahlenden Blicken folgte. »Weißt du nicht, dass ein Fass, das klingt, leer ist, und wer viel spricht, wenig sagt?«

»Mutter«, sagte das Mädchen lachend, »ich muss den Mücken ein Schlaflied singen, und seht, wie es hilft! Da fallen sie schon von der Wand. Gute Nacht, ihr Tageliebe, ihr schlechten Gesellen, die ihr keine Miete bezahlt und doch in alle Töpfe guckt. Wir sprechen uns morgen wieder, wenn ihr heute nicht genug bekommen habt.«

Sie schwenkte das erlöschende Kraut noch einmal wie beschwörend überm Haupte und schüttete die Asche in den Kanal, dann verbeugte sie sich rasch gegen den Fremden und lief wie der Wind hinaus.

»Ist es nicht eine Hexe, ein hässliches, unerzogenes Geschöpf?«, sagte Frau Giovanna, indem sie aufstand und sich ebenfalls zum Gehen anschickte. »Und doch gefällt jeder Äffin ihr Äffchen. Und übrigens, so klein sie ist und nichtsnutzig, so anstellig ist sie auch, und es heißt auch von ihr:

*Bis die Große sich nur bückt,
Hat die Kleine schon das Kraut gepflückt.*

Wenn ich das Kind nicht hätte, Herr Andrea! Aber Ihr

wollt schlafen, und ich stehe noch hier und brodle wie die Suppe überm Feuer. Schlaft wohl und willkommen in Venedig!«

Er erwiderte ihren Gruß trocken und schien es nicht zu bemerken, dass sie offenbar noch ein lobendes Wort über ihre Tochter von ihm erwartete. Als er endlich allein war, saß er noch eine Weile am Tisch, und sein Gesicht wurde immer düsterer und schmerzlicher. Das Licht brannte mit langem Docht, die Fliegen, die Mariettas Hexenkünsten entgangen waren, belagerten in schwarzen Klumpen die überreifen Feigen, draußen in dem Sackgässchen flogen die Fledermäuse ans Fenster und stießen gegen das Gitter – der einsame Fremde schien für alles um ihn her erstorben, und nur die Augen lebten an ihm.

Erst als es elf schlug vom Turm einer nahen Kirche, richtete er sich mechanisch auf und sah um sich. An der Decke seines niedrigen Zimmers zog in grauen Streifen der scharfe Dunst des Räucherkrautes hin und der Dampf der Kerze gesellte sich zu der Wolke droben. Andrea öffnete das Fenster nach dem Kanal, um die Luft zu reinigen. Da sah er gegenüber Licht in einem durch einen weißen Vorhang nur halb geschlossenen Fenster und konnte durch die Lücke deutlich ein Mädchen beobachten, welches am Tisch vor einer Schüssel saß und die Reste einer großen Pastete hastig verzehrte, mit den Fingern die Bissen zum Munde führend und dazu dann und wann aus einem Kristallfläschchen trinkend. Das Gesicht hatte einen leichtsinnigen, aber eben nicht herausfordernden Ausdruck, nicht mehr in erster Jugend. In der nachlässigen Kleidung und dem halbaufgelösten Haar lag etwas Studiertes und Bewusstes, was doch nicht unangenehm war. Sie musste längst bemerkt haben, dass das Zimmer gegenüber einen neuen Bewohner aufgenommen hatte; aber obwohl sie denselben jetzt am Fenster sah,

fuhr sie ruhig im Schmausen fort, und nur wenn sie trank, schwenkte sie das Fläschchen erst vor sich her, als wolle sie einen Mittrinker begrüßen. Darauf stellte sie die leere Schüssel beiseite, rückte den Tisch mit der Lampe so gegen die Wand, dass alles Licht auf einen breiten Spiegel im Hintergrunde fiel, und begann nun einen Haufen Maskenanzüge, der auf einem Armsessel bunt übereinander lag, der Reihe nach vor dem Spiegel anzuprobieren, so dass der Fremde gegenüber, dem sie den Rücken dabei zudrehte, desto deutlicher ihr Abbild sehen musste. Sie schien sich nicht wenig in ihren Verkleidungen zu gefallen. Wenigstens nickte sie ihrem Bilde aufs freundlichste zu, lachte sich an, dass Zähne und Lippen schimmerten, runzelte die Brauen, um eine tragische oder schmachthende Miene zu machen, und sah dabei heimlich seitwärts nach dem Beobachter drüben, den sie ebenfalls durch den Spiegel im Auge behielt. Als die dunkle Gestalt unbeweglich blieb und die erhofften Zeichen des Beifalls auf sich warten ließen, wurde sie ungehalten und bereitete einen Hauptschlag vor. Sie band sich einen großen roten Turban um die Schläfen, aus dem an blitzender Agraffe eine Reiherfeder hervorsah. Das Rot stand allerdings nicht übel zu ihrer gelben Gesichtsfarbe, und sie machte sich selbst eine tiefe Verbeugung der Anerkennung. Als es aber drüben auch jetzt noch still blieb, riss ihr die Geduld, und sie trat, den Turban noch auf dem Kopf, hastig an das Fenster, dessen Vorhang sie ganz zurückschob.

»Guten Tag, Monsù«, sagte sie freundlich. »Ihr seid mein Nachbar geworden, wie ich sehe. Hoffentlich spielt Ihr nicht die Flöte wie Euer Vorgänger, der mich die halbe Nacht nicht schlafen ließ.«

»Schöne Nachbarin«, sagte der Fremde, »ich werde Euch mit keiner Art von Musik lästig fallen. Ich bin ein kranker Mensch, dem es lieb ist, wenn man ihm selbst sei-